Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 27

Artikel: Der Unbekannte

Autor: Zinniker, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gegnen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruslich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Krastanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist sertig — ich bin schon zu einer Attion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassakal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!"

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stich-

wort gegeben:

"Ich habe Ihnen ersichert, daß wir feinen Gewaltatt gegen den Pascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmer als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er versolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gist."

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

"Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beseidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassaka, sondern um seine Frau."

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Anstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Borschub zu leisten.

Aber auch diese Auswallung war Djavid nur angenehm. "Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassalsafa eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinzlichen Geblütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge dis zu Abdul Hamid selbst zu leiten

Bon dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Berus ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konsisziert."

Bern vom Rosengartensaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blant und flar. Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt. Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge Zackig und giebelspig die Dächerschar Berknäuelt wirr in eiferndem Gedränge. Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht, Auf allen Wegen strömen sie heran; Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Rauernde Masse von Alltäglichkeit, Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge. Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt, Steilt sich das Münster frei und fühn heraus, Ahnung und Zeichen einer andern Welt. Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern Wie schwerelos empor zum Himmel auf — Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Aare gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Flüstern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türsschwellen lief.

Wer war der Tote?

Reiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Ersahrung zu bringen, es sehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Berlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berusstollegen hatten sich zur Beerdigung eingesunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herfunst, Name, Alter und irdische Lausbahn des Toten waren in rätselhastes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unsall zum Opfer gesallen, ob er aus Verzweissung, Not oder Elend selbst hinübergegangen war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem furzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtleins dem rohgezimmerten, schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hin= untergelaffen wurde, trat wie zufällig, mit dem hut in der hand, Architett Ringeisen, ein Mann in den Bierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab fei= nen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Ropf, dem Gebet des Geiftlichen, und als die erften lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterkollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Strafengraben zur Welt gefommen fei. Tatfache mar, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schande feines Erzeugers ins Ohr geflüstert worden; in hundert Bariationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnut, der seine Braut im Stiche gelaffen; als liederlicher Rumpan, der das Geld feiner Eltern vertan; als Bruder Luftig, der Seghaftigkeit nur am Jagtisch bewiesen; als Trunkenbold und Mefferstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berfemter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenslosen, des unbekannten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerusen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findslings und Riemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktäglich gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Wehmütig lächelnd, mit ein wenig Witseid, mit ein wenig Sehnsucht nach

seinem Bater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohnte er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworsenen Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher Kingeisen plöglich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen Bater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen am User der Aare abgeset hatte. Kingeisen fühlte Dankbarkeit im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen vermochte. Bielleicht war es Dankbarkeit dasür, daß er fortan der Sorge um den Kuf seines Erzeugers enthoben war. Denn mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes, sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügungen des Schicksals.

Ringeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht, zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen Bater erkennen zu dürsen. Er hatte ihn geliebt; aber es war nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Bätern entgegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eisiger Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf zwei verschiedenen Erdteilen. Ringeisen wußte nicht einmal bestimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und ihm einen grünen Zweig nachwersen würde, wehmütig sächelnd, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen, Brücken, ein bunt gemischtes Dächermeer, von der Sonne überglüht, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so berauschend, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in seligem Vergessen darauf ruht — Vern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Motiven, die in solcher Fülle, in so grundsählicher Durchführung und eigenklicher Lokalfärbung sonst nirgends vorkommen. Bohl sindet sich da und dort noch ein Abglanz mittelasterlichen Kulturslebens, so Ringmauern mit Graben und Türmen, mit frummen, engen Gassen, mit hochgiebligen Hüsern, vorragenden, niedrigen Geschoßen, reichen Portalen und zierlichen Erkern. Aber gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern eigenklich gar nicht.

Ules Beengende, Trübe, Dumpfe ist hier abgestreift. Wie befreit von der Alltäglichteit der Dinge, wandelt man hier durch eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den teine Bhantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wundersame Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Allt-Bern seierten, sein Ruhm wird nicht ausgesungen werden. Wit jedem Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahren Tausende und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender Begeisterung die Fülse der Gaben hinzunehmen, welche die allgütige Wutter Natur über dieses begnadete Erdenssechen ausstreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tieser, goldener Poesie, daß das Schweizer Gemüt hier seinen Feiertag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten. Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünglänzender Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an welche sich reiche Dörser schuksuchend schmiegen — und über allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiklang: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenglanze oder im Abendscheine, wenn im Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnisvolle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt gleitet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin, die unsere Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: "Am 8. strich ich durch die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die Häuser in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, alse aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und Reinlichseit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnitt des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst ausschieder, sind groß und kolkbar, doch haben sie keinen Anschen von Pracht, der wenigstens vor den andern in die Augen würse."

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren altersgrauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden, wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen, das Kathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brünnlein, Erfer und Erferlein, dem ift zumute, als blätterte er in den Seiten einer mit fräftigen Lettern gedruckten und mit markigen Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berich= ten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um Seite umzublättern, weil alles dazu angetan ift, uns zu feffeln und zu erfreuen; das fräftige Papier, die charaftervolle Form der Typen, der energische Zug der Allustrationen, das intensive Schwarz des Druckes und die ungebrochene Kraft mit der das Kot der Initialen herausseuchtet. Man spürt, daß hier ein ursprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Un-natürliche und Gekünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein Strom und Rraft auf uns über, der uns machsen und erstarten macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Vergangenheit vor uns auftauchen läßt. Glüdliche Stunden, ba fo der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes und seiner Kraft bewußtes Bolf vollbracht hat, glücklich die Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Geiftes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Ed= pfeiler war

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalterlichen dreinschauen, ein bezeichnender Bug gur Bollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflafter gebreitet. Gassenpflafterung war jedoch vor dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten aber murden die Gaffen mit Tannaften, Gras oder Zweigen belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den Schuhen Stelsschuhe mit Holzboden. Bor den Häusern wurden diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer alten Chronit steht, daß vor der Ratsstube die Ueberschuhe der Ratsherren aufgestellt gewesen seien, "do kundt man fin zählen, wie viel ihr zu Rath kommen wären!" Die erste Ausgabe für Bfläfterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar "die niebere brotschal ze beschiffenne". Lange und hartföpfig hat sich der Berner gesträubt, seinem Bieh das Recht auf der Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, dis auch diese Begünstigung schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Katsbesehl, "mist und bigen" nicht länger als 14 Tage vor den Haustliren liegen zu lassen, für jeden fernern Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener kunstreiche Geist im Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürsen sich dieser Steige rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pseilern zur Seite der Straße geleitet, dem Wanderer Schuß gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rythmus von Licht und Schattenkonturen einen malerischen Anblick dieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan Albrecht v. Bonstetten: "Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hüpschen diwen gezieret, und ist nüw, lustig, mit witen gassen, zu beder sitt gewelbe habende, under denen mit droftenen Füßen man wanderen mag." Die ersten Nachrichten über die